

Die promovierte Putzfrau oder Von der Pflege der Kulturgüter

Daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind, stimmt so nicht mehr. Leider! Für Kunsthistoriker, wie wohl auch für das Gros der Geisteswissenschaftler, gilt nunmehr generell, daß es ohnehin keine Herrenjahre mehr gibt. Hervorragende Studienabschlüsse oder gar exzellente Promotionen ändern daran auch nichts. Im Gegenteil. Im Berliner Kunsthandel, sowohl am feinen Ende des Kurfürstendamms als auch im boomenden Galeriekarree rund um den Hackeschen Markt, scheint es bereits seit Jahren als schick zu gelten, das ursprüngliche Aufgabengebiet der Kunstgeschichte, nämlich die Pflege der Kulturgüter, ins allzu Prosaische auszuweiten. Dort werden vorzugsweise Kunsthistorikerinnen, möglichst promoviert, hochmotiviert und mit allerlei Fremdsprachenkenntnissen, in Galerien beschäftigt, wo sie sich eigentlich mit Freude unserer Kunst und Kultur widmen könnten. Die erfolgreiche Geschäftsidee ist jedoch eine andere: Man stelle eine Kunsthistorikerin ein, notabene, zur Vermeidung von Mißverständnissen, wird die zumeist hochqualifizierte Frau selbstredend nicht eingestellt, man ermöglicht der vom

Arbeitsmarkt Frustrierten vielmehr, mal wieder fachspezifisch zu arbeiten. So darf sie sich an allen Nachmittagen von Montag bis Samstag dem Verkauf, der Pressearbeit, der Katalogerstellung, eben allen in einer Galerie anfallenden Arbeiten alleinverantwortlich widmen. Das könnte eine berufliche Herausforderung sein; die Entlohnung von 500 € im Monat ist eine der anderen Art. Man muß es ausschreiben: Der Stundenlohn beträgt 3,67 €! Auch obliegt ihr die regelmäßige Säuberung nicht nur der Galerieräume, sondern auch die der sanitären Anlagen. Das ist wiederum äußerst praktisch, zumal eine professionelle Putzkraft kaum für schlappe 3,67 € Stundenlohn den Wischmob auch nur anblinzeln würde. Daß so der Galeriebetrieb und dessen Reinigung von einer einzigen Person gewährleistet wird, ist ideal – für den Galeristen.

Das Klischee ist tot: Eine Domäne höherer Töchter ist Kunstgeschichte, unser schönes Fach, wahrlich nicht mehr. Doch die Ansprüche von Galeristen an ihre Putzfrauen sind gestiegen.

Lioba Schollmeyer

Kunstgeschichte als Broterwerb. Schlaglichter aus der Beratungstätigkeit für freiberuflich tätige Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker beim VDK

Verschwendung von intellektuellen Ressourcen. »Kunstgeschichte als Beruf«, ja gewiß, aber »Kunstgeschichte zur Bestreitung des Lebensunterhaltes« – bildhaft gesprochen, um sein täglich Brot zu verdienen –, das mutet heute an wie eine Narretei. Gewiß befinden sich jene, die in Museen, im Denkmalschutz oder in den Universitäten als Kunsthistoriker arbeiten, meist in gesicherten Verhältnissen. Doch wie lange noch, und wieviele hochqualifizierte, ausgezeichnet ausgebildete Kolleginnen und Kollegen arbeiten auf dem freien Markt unter den Bedingungen des »Zuwenig-

zum-Leben-und-zuviel-zum-Sterben«? Nicht selten sichert ein Partner, ein wenig Ererbtes oder ein Zuschuß aus dem Umfeld der Familie die Existenz. Es ist zu konstatieren: Der Beruf »Kunsthistoriker« ist mehr denn je ein Luxus, denn er ernährt nur einen Bruchteil derjenigen, die in ihm ausgebildet wurden. Es ist wahrhaftig heutzutage ein hartes Brot, mit Magisterabschluß, Promotion oder Habilitation Geld zu verdienen. Die anspruchsvolle Ausbildung steht in keinem Verhältnis zum Ertrag im späteren Berufsalltag. Gesellschaftspolitisch betrachtet gehören Kunsthistoriker

zu einer mittlerweile nicht zu übersehenden Gruppe von hochqualifizierten Arbeitskräften, die einer gigantischen Verschwendung von intellektuellen Ressourcen anheimgefallen sind. Ohne jeden einzelnen aus der Verantwortung für die eigene Existenzsicherung nehmen zu wollen, es ist erstaunlich, daß sich anscheinend diese Gesellschaft eine derartige Verschwendung glaubt leisten zu können.

Arbeit in Geldwert. Man fragt sich als außenstehender Laie und Bürger mittlerweile angesichts der Zustände in Museen und öffentlichen Sammlungen, ob diese Institutionen, die ja schließlich damit beauftragt sind, öffentlichen, also unser aller Besitz, zu verwalten, zu pflegen und zu mehren, dazu überhaupt noch in der Lage sind und demzufolge befugt sein sollten. Konkret gesprochen, kann man allen Ernstes einem Praktikanten einen Rubens anvertrauen, der zum nationalen Kulturerbe gehört? Daß dieserart Verhalten dem Ansehen unseres Fachgebietes außerordentlich schadet, scheint vielen nicht bewußt zu sein. Niemand wird in dieser Gesellschaft die anspruchsvollen Qualifikationen und verantwortungsvollen Aufgaben von Kunsthistorikern wertschätzen können, wenn wir dies selbst nicht tun. Geld spielt dabei eine große Rolle; denn wenn wir selbst unsere Arbeit nicht durch Geldwert hochschätzen, wird das ein Außenstehender oder potentieller Auftraggeber erst recht nicht.

Realitätssinn und Solidarität. Ich wünschte mir mehr Realitätssinn und Selbstbewußtsein. Dazu könnte die Ausbildung an den Universitäten beitragen, was ihr aber heute nicht gelingt. Wir sind gefangen in den schlechten Bedingungen des Arbeitsmarktes. Wie das Kaninchen vor der Schlange lähmt uns die Angst und macht uns unfrei. Gerade die freiberuflich tätigen Fachkollegen spüren im Berufsalltag deutlich, daß es mit der Solidarität der Kunsthistoriker in den Institutionen nicht weit her ist. Diese sind wiederum gefangen in ihren Sparzwängen. Von nicht wenigen

Kustoden an öffentlichen Museen weiß ich, wie moralische Skrupel sie umtreiben, wenn sie Freiberufler zu hanebüchenen Bedingungen beschäftigen sollen.

Endlich streiken. Es käme einem Befreiungsschlag gleich, wenn wir alle viel öfter »Nein« sagen würden, »Nein« zu einem unangemessenen Arbeitsvertrag, »Nein« zu einer nicht finanzierbaren Ausstellung, »Nein« zu dem Angebot einer unbezahlten Tätigkeit und »Nein« zu der Ignoranz gegenüber unseren Leistungen und Qualifikationen. Ingeheim wünschte ich mir einen Streik der festangestellten Kolleginnen und Kollegen. Welch wunderbare Vorstellung ist es, wenn sich alle Museumsangestellten verweigerten, im nächsten Jahr Ausstellungen vorzubereiten, um endlich die vernachlässigte Pflege der Bestände fortzuführen. Oder, wenn zentrale Anziehungspunkte der Touristen wie die Museumsinsel zeitweise dicht machen würden, da die angemessene Sicherung der Kunstwerke nicht mehr gewährleistet werden kann. Wie schön es wäre, auf dieserart Gemeinsinn und demokratisches Verständnis hoffen zu dürfen.

Kreativität und Eigensinn. Keiner kann sich heute mehr auf den glatten Weg verlassen, der vom Studium zum entsprechenden Beruf mit womöglich unbefristeter Anstellung führt. Es gilt ein offenes Ohr in alle Richtungen zu haben und sich für keinen Job zu schade zu sein. Nur wer sich frei macht von engem Standesdenken und hochgesteckten Ansprüchen, wird sich durchsetzen können und sein Brot verdienen.

Fragen und Perspektiven. Was aber können wir selber tun, um die Situation zu verändern? Welchen gesellschaftlichen Wert hat die Kunstgeschichte überhaupt noch? Warum und für wen wird Kunstgeschichte heute gelehrt? Was bietet das Studium für den Berufsalltag? Worauf sollten sich junge Berufsanfänger einstellen?

Sibylle Ehringhaus